

Teruaki Takahashi, *Japanische Germanistik auf dem Weg zu einer kontrastiven Kulturkomparatistik. Geschichte, Theorie und Fallstudien*. Fink, München 2006. 315 S, € 39,90.

Die Frage nach unterschiedlichen Wissenschaftsstilen gehört zu jenen schlafenden Hunden des akademischen Betriebs, die man nur ungern weckt. War es schon heikel genug, gravierende Differenzen zwischen „Wissenskulturen“ innerhalb der Naturwissenschaften – bei Mikrobiologie und Hochenergiephysik – herauszuarbeiten,¹ so erhöhen sich die Berührungsängste noch, wenn es sich um solche ‚Stile‘ oder ‚Attitüden‘ innerhalb einer enger umrissenen Disziplin wie den Sprach- und Literaturwissenschaften handelt. Zwar hatte man hier Universalitätshypothesen im Vergleich zu den ‚harten‘ Fächern stets etwas halbherzig vertreten; aber die Erforschung insbesondere kulturkontrastiver Formen des literaturwissenschaftlichen Diskurses führte doch nicht wesentlich über interessante Einzelstudien wie die von Kaplan, Clyne oder Ehlich hinaus.² Johan Galtungs eher intuitiv entworfene Prototypen eines ‚sachsonischen‘, ‚teutonischen‘, ‚gallischen‘ und

¹ Karin Knorr Cetina, *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt/M. 2002.

² Vgl. Robert B. Kaplan, „Cultural Thought Patterns in Inter-Cultural Education“. In: Kenneth Croft (Hg.), *Readings on English as a Second Language: for Teachers and Teacher Trainees*. Boston – Toronto 1980, S. 399–418; Michael Clyne, „Cultural Differences in the Organization of Academic Texts“. In: *Journal of Pragmatics* 11 (1987), S. 201–238; Konrad Ehlich, „Wissenschaftsstile, Wissenschaftssprache und ihre (wissens-)soziologischen Hintergründe“. In: Szilvia Deminger u. a. (Hg.), *Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes*. (Variolinguia 10) Frankfurt/M. u. a. 2000.

„nipponischen“ intellektuellen Stils wirken bis heute anregend, fanden aber kaum Fortsetzungen auf ähnlichem interkulturellem Niveau.³

Wenn ein japanischer Germanist sich nun daran macht, der in seinem Land betriebenen, mit deutscher Sprache und Literatur befaßten Wissenschaft den „Weg zu einer kontrastiven Kulturkomparatistik“ zu ebnen, so läßt dies aufhorchen. Zu sehr war man in den zentraleuropäischen Literaturwissenschaften mit Hermeneutik und ihrer Überwindung, mit Ambiguitäten des Sinns oder mit medialen und wissenspoetologischen Grenzüberschreitungen beschäftigt, als daß man Zeit gehabt hätte, kulturspezifische Ansätze zu beachten, wie sie die oft nur bedingt geschätzte (und mit diesem Begriff zu einer Art Tertiärliteratur degradierte) „Auslandsgermanistik“ seit Jahrzehnten anbietet. Allen Dekonstruktionen zum Trotz hielt sich das Phantasma von der ‚authentischen‘ Interpretation der eigenen Literatur durch die ‚native speaker‘, daran änderten auch die wachsenden und oft höchst fruchtbaren Kontakte von In- und Auslandsgermanisten wenig. Teruaki Takahashi, Autor des vorliegenden Buches, lehrt an der Rikkyo-Universität Tokyo und zählt neben Eijiro Iwasaki zu den namhaftesten Germanisten Japans. Seine Studien sind vielfach auch im deutschsprachigen Raum erschienen; erwähnt seien hier nur der vor kurzem zusammen mit Ryoza Maeda und Wilhelm Voßkamp herausgegebene Band *Schriftlichkeit und Bildlichkeit* oder sein Beitrag in einem Sammelband zum Kolonialismus der Aufklärung, in dem Takahashi – merkwürdigerweise als einziger – eine außereuropäische Perspektive vertritt.⁴ In vorliegendem Buch, das 2004 als Dissertation an der Universität Hildesheim angenommen wurde, verweigert sich Takahashi jenen Gesten der Bescheidenheit und der Nachahmungsbereitschaft, wie man sie von seinesgleichen wohl noch immer erwartet. Gleich in der Einleitung spricht er von den zahlreichen „Stilarten der Germanistik“ (S. 18), die es anzuerkennen gelte; er fordert die japanische Germanistik offensiv dazu auf, sich vom „konventionellen Zwang zur Angleichung an die deutschsprachige Germanistik zu befreien“ (S. 17), sich „in eine kontrastive Kulturkomparatistik umzuwandeln“ und so im Zuge einer „kritische[n] Reflexion“ auf das eigene Tun eine grundlegende „Neudefinierung des Fachs“ zu versuchen, mit anderen Worten: einen „Paradigmenwechsel“ zu vollziehen (S. 19).

Der erste Hauptteil von Takahashis Abhandlung steht unter der Überschrift „Geschichte der Japanischen Germanistik“. Hier holt der Autor zunächst weit aus, greift zurück auf die ersten Begegnungen Japans mit deutschen Reisenden wie Engelbert Kaempfer und skizziert die frühen Kontakte ausführlich vor dem Hintergrund der jahrhundertelangen japanischen Abschließungspolitik. Man erfährt dabei unter anderem, wann welches westli-

³ Johan Galtung, „Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über sachsenische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft“. In: Alois Wierlacher (Hg.), *Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik*. (Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik 1) München 1985, S. 151–193.

⁴ Ryoza Maeda / Teruaki Takahashi / Wilhelm Voßkamp (Hgg.), *Schriftlichkeit und Bildlichkeit. Visuelle Kulturen in Europa und Japan*. München 2007; Teruaki Takahashi, „Japan und Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert“. In: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hg.), *Das Europa der Aufklärung und die außereuropäische koloniale Welt*. Göttingen 2006, S. 208–227.

che Gedicht zum ersten Mal ins Japanische übersetzt wurde (1826 Matthias Claudius' *Mailed*), wer der erste Japaner war, der „von Amts wegen Deutsch lernte“ (I. Ichikawa, 1860; S. 64) und wie der erste japanische Hochschulgermanist hieß (T. Fujishiro, 1868–1927; S. 89). Daß sich die deutsch-japanischen Kulturkontakte nach der von Perrys schwarzen Schiffen 1853 erzwungenen Öffnung Japans sprunghaft intensivierten, kann als bekannt vorausgesetzt werden. Takahashi begnügt sich aber nicht damit, wichtige japanisch-deutsche Mittlerfiguren wie den Schriftsteller Ōgai Mori oder den Philosophen Kitarō Nishida vorzustellen; er präsentiert vielmehr im Blick auf die nunmehr sehr rasch erfolgende „Verwestlichung“ und „Modernisierung“ fünf Typen des Kulturkontakts, die er je nach der Rolle definiert, die die Autoren der eigenen Kultur bei der Adaption westlicher Stoffe und Motive zuschreiben (S. 67–73).

Die Geschichte der japanischen Germanistik im engeren Sinne wird anhand von zwei Fallbeispielen eingeführt: der Lessing- und der Hölderlin-Rezeption. Auch wenn beide Bereiche von einer regen Forschungstätigkeit zeugen, krankten sie nach des Autors Ansicht daran, daß sie „innerhalb des paradigmatischen Rahmens“ der jeweiligen deutschsprachigen Forschungstendenzen verbleiben (S. 131). Darüber hinaus kommen in einer Art Exkurs auch besondere institutionelle Entwicklungen zur Sprache, *in concreto* das seit 1959 jährlich stattfindende legendäre *Tateshina*-Symposium, eine exemplarische Begegnungsstätte deutschsprachiger und japanischer Germanisten, die jedem, der einmal die Gelegenheit hatte, dort mitzudiskutieren, in guter Erinnerung bleiben wird.

Nach einer kritischen Reflexion auf diese Symposien, die Takahashi allzu sehr auf die Funktion eines Trainingscamps für fernöstliche „Zögling[e]“ reduziert sieht (S. 147), fügt er im zweiten Hauptteil – zum Thema „Im Horizont der deutschsprachigen Germanistik“ – zwei eigene Studien ein: zur „Identitätskrise“ in Lessings *Miss Sara Sampson* die eine, zum „Triumph der bürgerlichen Humanität“ in *Nathan der Weise* die andere. Diese Beiträge sollen weniger das Gewicht der Arbeiten des Autors im Kontext der Geschichte der japanischen Germanistik betonen als vielmehr beispielhaft vorführen, daß Takahashi auch in seiner eigenen akademischen Biographie eine Wende vollzogen hat. Die Lessing-Beiträge wurden gleichsam noch vor dieser *conversio* verfaßt und veröffentlicht; sie spielen eine Rolle nur im Blick auf die an sie anschließenden „kritischen Reflexionen“, in denen der Autor ihre „einseitige Angleichung an die westliche und somit deutschsprachige Germanistik“ brandmarkt (S. 182).

Im dritten Hauptteil des Buches geht es unter dem Titel „Unterwegs zur kontrastiven Kulturkomparatistik“ darum, sich von der so genannten „Gastarbeiterfunktion“ des eigenen Tuns zu verabschieden (S. 183) und den angekündigten „Paradigmenwechsel“ genauer zu charakterisieren. Auf der Basis seines Anliegens, dem „asymmetrischen Machtverhältnis von japanischer und deutscher Germanistik“ (S. 193) entgegenzuwirken und der deutschsprachigen Germanistik ihren noch unter dem Label „international“ latent erhobenen „universalistisch[n] Geltungsanspruch“ streitig zu machen (S. 199), zielt Takahashi auf Lektüren und Interpretationen, die die eigene kulturelle Herkunft nicht nur nicht verbergen, sondern dezidiert auf sie zurückgreifen – um etwa Goethe oder Nietzsche „anders“ lesen zu können als die deutschen Kollegen (S. 198f.). Eine völlige „Übereinstimmung von eigenem und fremdem Verständnis“ ist dabei nicht beabsichtigt, sondern, im Gegenteil, eine kontrastive, bestenfalls komplementäre Arbeit an gemeinsamen Gegenständen, die sich zur Differenz in der Perspektive, in der Motivwahl und im Argumentationsstil ausdrücklich bekennt (S. 198f.). Die daran anschließenden Fallstudien zur japanischen Thomas-Mann- und Brecht-Rezeption in den 30er Jahren, zu Lessing, Hamann und Shotoku-taishi sowie zu Baigan Ishida und Max Weber sollen die Probe aufs Exempel machen – und eine kontrastive Komparatistik vorführen,

die jenseits der traditionellen Einflußforschung am Beispiel von thematisch vergleichbaren Diskursen kulturspezifische Differenzen herausarbeitet.

Bei aller Bewunderung für dieses weitläufig angelegte Unternehmen stellen sich doch zumindest drei Fragen. Die erste, etwas oberlehrerhafte, bezieht sich – zugegeben aus deutscher Perspektive! – auf die Darstellung der „Geschichte der japanischen Germanistik“: Hätte man da nicht einen kleinen Exkurs zur immensen japanischen Goethe-Philologie erwarten dürfen, die Naoji Kimura in einem knapp 700 Seiten umfassenden Band vor kurzem ausführlich dargestellt hat,⁵ zur umfangreichen Thomas-Mann-Forschung (zu der Yasumasa Oguro neuerdings eine 125-seitige Bibliographie vorgelegt hat),⁶ oder einen Hinweis auf die Existenz einer fernöstlichen germanistischen Mediävistik?⁷ Die zweite Frage betrifft Takahashis wissenschaftliches Selbstverständnis. Denn obwohl er ein auf die japanisch-deutschen Beziehungen zugeschnittenes Konzept von „Fremde“, „Andersheit“ und Kulturkontrast erarbeitet, sucht man, von dem vielzitierten Hans-Georg Gadamer einmal abgesehen, in den Fußnoten vergebens nach einschlägiger deutschsprachiger Forschung, nach Autoren von Duala M'Bedy bis Yousefi, von Krusche bis Waldenfels, von Wierlacher bis Schmitz-Emans; ebenso vermißt man eine Auseinandersetzung mit den (wenigen) Theoretikern des „Wissenschaftsstils“ von Galtung bis Ehlich. Bedeutet das neue Selbstbewußtsein der ‚Peripherie‘ gegenüber dem ‚Zentrum‘ letztlich auch, daß dort publizierende Autoritäten ausgeklammert bleiben? Die dritte Frage bezieht sich – wiederum aus inlandsgermanistischer Perspektive – auf den Aufbau der Arbeit. Unter dem Thema „japanische Germanistik“ bietet sie zunächst 60 Seiten deutsch-japanische Kulturgeschichte, stellt anschließend sehr eng umgrenzte Forschungsbereiche (Lessing, Hölderlin) vor, wechselt plötzlich zu einem Thema der Wissenschaftsorganisation (Tateshina) – das noch dazu nach ontogenetischen Phasen wie Geburt, Kindheit, Jugend gegliedert wird –, bezieht sodann vom Autor verfaßte, längst publizierte Aufsätze (zu Lessing) mit ein, reflektiert diese kritisch, um dann in einer Kombination von Fallstudie und Theorie zum Kern des Themas vorzudringen. Diese zumindest ungewöhnliche Vorgehensweise könnte ein Monendum sein. Aber läßt sie sich nicht auch und gerade als Musterbeispiel jenes anderen Wissenschaftsstils begreifen, an dem Takahashi so liegt: eines Stils, der aus westlicher Sicht collagenhaft wirkt, Heterogenes kombiniert, Widersprüchliches zuläßt, das Persönliche unmittelbar ins Allgemeine einschreibt – eines Stils, der mehr an der Erkundung von Kontexten interessiert ist als an der geduldigen Arbeit des Begriffs?

Diese Anfragen mindern den Wert des Buches keineswegs. Insgesamt kann die Arbeit von Takahashi als eine von souveräner Sachkenntnis getragene, vielseitige, in ausgezeichnetem Deutsch geschriebene und im besten Sinne kämpferische Studie gelesen werden, die wesentliche Kapitel der deutsch-

⁵ Naoji Kimura, *Der ost-westliche Goethe. Deutsche Sprachkultur in Japan*. Bern 2006.

⁶ Yasumasa Oguro, „Thomas Mann in Japan. Neue Bibliographie“. In: *Neue Beiträge zur Germanistik*. Internationale Ausgabe von *Doitsu Bungaku*, Zeitschrift der japanischen Gesellschaft für Germanistik. 3 (2004), H. 4, S. 153–277.

⁷ Vgl. Keiji Akai (Hg.), *Altgermanistik in Japan*. Göttingen 1993.

japanischen Kulturgeschichte von neuem beleuchtet und überraschende Konstellationen präsentiert. Von einem Vergleich der Wirtschaftsethiken, wie sie Baigan Ishida und die von Max Weber behandelten Protestanten repräsentieren, kann man gerade heute nur lernen (S. 247–262), ebenso von jenem asiatischen „Mitleid“-Konzept, an das neuerdings auch von François Jullien wieder erinnert wurde und das Takahashi wirkungsvoll mit Hamanns (Kant vergeblich angetragener) Idee einer „Kinderphysik“ in Verbindung bringt (S. 231–238). Vor allem gelingt es Takahashi, die Vision einer kontrastiven Kulturkomparatistik derart stark zu machen, daß man den Eindruck gewinnt, eurozentristische Arroganzen müßten auf längere Sicht ebenso verschwinden wie die notorischen auslandsgermanistischen Minderwertigkeitskomplexe. Wenn diese Vision aus der germanistischen ‚Peripherie‘ weniger auf ein philologisches Verfahren als auf ein verbessertes akademisches Miteinander-Auskommen zielt, auf einen interkulturellen Dialog im Zeichen wechselseitiger Anerkennung, so scheint auch dies Teil eines Stils zu sein, den die globalisierte Welt heute mindestens ebenso nötig hat wie die sattem bekannten Stile des ‚Zentrums‘.

Universität Zürich
Nationaler Forschungsschwerpunkt (NFS)
Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen

Ulrich Johannes Beil

Rämistraße 69
CH-8006 Zürich
ubeil@hotmail.com